

Unverkäufliche Leseprobe



Matthias Stiehler
Der Männerversteher
Die neuen Leiden des starken
Geschlechts

221 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60598-7

1. Tabuisierte Männlichkeit

Es fehlt ein positives männliches Selbstverständnis

Als Kind meiner Zeit bin ich stets ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass wir in einem aufgeklärten, zumindest auf sexuellem Gebiet sehr fortschrittlichen Zeitalter leben, in dem es eher zu wenige als zu viele Tabus gibt.

Ein Museumsbesuch sollte mich eines Besseren belehren. Im Jahr 2006 fand in Dresden die Ausstellung «100 000 Jahre Sex» statt. In ihr wurde eine Kulturgeschichte der Sexualität erzählt. Die Ausstellung reichte von ersten Darstellungen nackter Körper und sexueller Handlungen bis in die Gegenwart.

In der römischen Epoche angekommen, wies uns die Ausstellungsführerin auf Priapus hin, den römischen Gott der Fruchtbarkeit. Sie zeigte uns eine kleine Figur, etwas mehr als fünf Zentimeter groß, allein mit einem Hemd bekleidet. Das Hemd hielt er hoch, sodass er damit Früchte tragen konnte. Unter dem Hemd jedoch ragte ein erigierter Penis hervor. Die Ausstellungsführerin erklärte uns, dass Priapus im antiken Rom hohes Ansehen genoss. Die römische Kultur war aus einer Ackerbaugesellschaft hervorgegangen und so durfte im Römischen Reich auf keinem der üblichen Hausaltäre eine Priapus-Figur fehlen.

Ich stellte mir vor, wie es auf die Menschen, vor allem auf die heranwachsenden Kinder gewirkt haben muss, wenn zu ihrem Alltag eine männliche Götterfigur mit erigiertem Penis gehört,

1. Tabuisierte Männlichkeit

wenn sie mit diesem Bild selbstverständlich leben. Und zugleich dachte ich darüber nach, wo in unserer Kultur erigierte Penisse zu sehen sind. In unverblümter Form finden wir sie außerhalb der Intimsphäre nur im Pornobereich, sonst ist ihre Darstellung verboten. Verdeckt (Sigmund Freud würde von «sublimierter Form» sprechen) entdecken wir sie natürlich noch in den Schornsteinen, Wolkenkratzern und Raketen. Aber offensichtlich gibt es in unserer aufgeklärten Gegenwart keinen vergleichbaren alltäglichen und offenen Umgang mit der Darstellung eines erigierten Penis. Ich glaube, dass dies kein Zufall ist. Es geht hier ja nicht um irgendeinen Körperteil, sondern um das zentrale Symbol von Männlichkeit. Es geht um Kraft, Potenz und Selbstbewusstsein von Männern. Wenn ich also die Verbannung des erigierten Penis aus unserer Öffentlichkeit ernst nehme, dann stoße ich auf Fragen, die über das primäre männliche Geschlechtsorgan hinausgehen, ja die nicht einmal mit Sexualität allein zu tun haben. Es geht vielmehr darum, was Männlichkeit in unserer Gesellschaft bedeutet und wie Männlichkeit in unserer Gesellschaft bewertet wird.

Nach Aussagen vieler Männerforscher hat es hier in den letzten Jahren einen großen Wandel gegeben. Selbstverständlichkeiten in den Beziehungen der Geschlechter sind verloren gegangen und die Erwartungen der Gesellschaft an Männer haben sich geändert. Das ist seit mehreren Jahren das Thema der Männerforschung. Sie konstatiert zumeist, dass Männer zunehmend über die ihnen zugewiesene Rolle verunsichert sind. Viele Männer wissen nicht, wie sie sich in einer guten Weise verhalten können, sodass ihr Verhalten auch noch gesellschaftliche Anerkennung findet. Sie sollen Gefühle zeigen, sie sollen schwach sein können. Zugleich aber sollen sie sich in einer globalisierten Welt durchsetzen, mobil und auch für Frauen stark sein. Männ-

liche Potenz wird weiterhin wie selbstverständlich erwartet, aber zugleich soll sie domestiziert, soll sie rücksichtsvoll und sanft sein. Ansonsten geraten Männer sehr schnell und pauschal in die Ecke des Unanständigen. Männer ihrerseits versuchen oft genug, sich den gesellschaftlichen Erwartungen anzupassen. Andererseits, und auch das ist Bestandteil der allgemeinen Verunsicherung, rebellieren gerade junge Männer gegen neue Vorstellungen von Männlichkeit, indem sie sich besonders hart und betont «männlich» zeigen.

Wir finden in unserer Gesellschaft eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensentwürfe, die Männer umsetzen. Dieses Buch wird einige davon aufzeigen und in Beispielen darstellen. Was aber den meisten von ihnen fehlt, ist eine *positive Selbstverständlichkeit* der eigenen Geschlechtsidentität. So, als dürfe es kein selbstverständliches Mannsein geben.

Doch auch wenn die Verunsicherung von Männern, wenn die unklaren und oftmals auch widersprüchlichen Bilder davon, wie ein Mann sein soll, in den Medien ab und an beklagt werden, besteht kaum ein öffentliches Interesse daran, die Situation wirklich ernst zu nehmen oder gar zu ändern. Zumindest vermisse ich eine allgemeine Verständigung über solche Fragen, die größere Teile der Gesellschaft einbezieht: Was ist bei aller individuellen Ausgestaltung unter Männlichkeit zu verstehen? Wie sieht gelungenes Mannsein aus und an welchen Werten und Vorbildern kann sich der Einzelne orientieren? Von den wenigsten Männern lässt sich sagen, dass sie sich im Hinblick auf ihr Mannsein ernst nehmen, dass sie spüren möchten, was in diesen Belangen für sie richtig ist, und dafür dann auch eintreten – sowohl im Privaten als auch im Politischen.

In zahlreichen, von mir (mit)geleiteten Workshops, Männergruppen, Paar- und Einzelberatungen kommt stattdessen

1. Tabuisierte Männlichkeit

immer wieder eine Grundhaltung von Männern zum Vorschein, dass sie das tun wollen, was von ihnen erwartet wird. Sie verwenden viel Energie darauf zu errahnen, was sie tun *sollen*. Von wem sie dieses «Sollen» empfangen, ist unterschiedlich. Das können Mütter, Väter, Partner oder Partnerinnen sein, aber auch Gruppen von Gleichaltrigen oder vermeintliche öffentliche Erwartungen. Die meisten Männer wissen jedoch kaum, was sie selbst, also aus sich heraus, tun *wollen*. So treten sie dann auch in der Öffentlichkeit nur selten für sich ein. Dass es keine wirkliche Männerbewegung gibt, ist ein deutliches Zeichen dafür. Natürlich lässt sich dies auch so deuten, dass Männer so etwas nicht brauchen, etwa weil es ihnen gut genug geht. Aber das ist Unsinn. Denn bereits ein Blick auf die unterschiedliche Lebenserwartung der Geschlechter zeigt, dass es um uns Männer nicht gut bestellt ist. Männer sterben im Durchschnitt sechs Jahre früher als Frauen. Und das muss Gründe haben, die nicht beim Einzelnen liegen, sondern in der gesellschaftlichen Situation der Männer zu finden sind.

Früher Tod – ohne Konsequenzen

Männer sterben im Durchschnitt deutlich früher als Frauen. Doch wird dieser Umstand von ihnen selbst fast stoisch hingenommen. Es gibt nur wenige Männer, die die geringere Lebensdauer als Ausdruck gesellschaftlicher Benachteiligung sehen. Dabei ist einer der Grundsätze der Medizinsoziologie, dass sich die gesellschaftliche Stellung einer Gruppe in ihrer Lebenserwartung zeigt: je kürzer diese ist, desto schlechter ist auch die gesellschaftliche Situation. Dieser Grundsatz ist wissen-

schaftlich unumstritten und wird für viele Bereiche der Gesellschaft angewandt – nicht jedoch in der Geschlechterforschung. Denn dies würde ja folgerichtig zu der Frage führen, in welcher gesellschaftlichen Situation Männer leben, wenn sie im Durchschnitt mehrere Jahre weniger leben als Frauen. Doch diese Frage und erst recht die Suche nach Antworten wird seit Jahren gemieden. Die Gesundheitssoziologin Uta Gerhard wies bereits vor mehr als zwanzig Jahren auf diesen Widerspruch hin.¹ Aber es scheint so, als interessiere sich dafür höchstens eine kleine Gruppe von Männeraktivisten. Unvorstellbar hingegen, dass es ebenso ruhig bliebe, wenn eine Statistik herausfände, dass die Lebenserwartung von Frauen geringer als die der Männer wäre.

Dazu muss man wissen, dass die Statistik der Lebenserwartung, unterteilt nach Geschlecht, die wahrscheinlich fälschungssicherste Statistik überhaupt ist. Denn es lässt sich sehr einfach feststellen, ob jemand gestorben ist und ob es sich dabei um eine Frau oder einen Mann gehandelt hat. Und da die Gestorbenen in unserem Land nahezu lückenlos erfasst werden, liegt hier nicht nur eine repräsentative, sondern vor allem eine objektive Datenerfassung vor. In Verbindung mit dem gesundheitswissenschaftlichen Grundsatz, dass sich in einer geringeren Lebenserwartung einer Gruppe deren gesellschaftliche Benachteiligung äußert, wird damit unzweifelhaft eine Benachteiligung von Männern festgestellt, auch wenn die Statistik nicht aussagt, worin diese Benachteiligung besteht. Eine geringere Lebenserwartung von Frauen würde jedenfalls als endgültiger Beweis für die Benachteiligung der Frauen in unserer Gesellschaft angesehen werden. Nicht nur die Frauenbewegung, auch die öffentliche Meinung, die in den letzten Jahrzehnten sehr stark durch die Frauenrechtsdebatte geprägt

1. Tabuisierte Männlichkeit

wurde, würde diese Tatsache als Skandal betrachten und immer wieder den Finger in die Wunde legen. Undenkbar, dass eine solche Statistik nicht als Ausdruck gesellschaftlicher Zustände angesehen würde.

Anruf aus einem Männerbüro:

«Herr Dr. Stiehler, wir müssen die mit Ihnen geplante Veranstaltung leider absagen. Wir bekommen in diesem Jahr leider keine Fördermittel und so müssen wir die Veranstaltungsreihe streichen.»

«Heißt das, dass Sie Ihr Büro schließen müssen?»

«Nein, so schlimm ist es Gott sei Dank nicht. Aber wir bekommen nur noch bestimmte Projekte gefördert. Das Gewaltprojekt und das für arbeitslose Männer gehen weiter. Aber unsere allgemeine Männerarbeit müssen wir zurückfahren.»

«Und wird für die Streichung ein Grund genannt?»

«Ja, der Grund ist, dass Männerarbeit an sich als nicht förderfähig gesehen wird. Es werden nur die Projekte gefördert, die sich an benachteiligte Gruppen wenden. Dazu gehören Männer nicht, falls sie nicht irgendeiner schwierigen Untergruppe angehören.»

«Nun ja, dazu liebe sich einiges sagen ...»

«Wir wollen ja auch Männerarbeit machen. Das ist schon nötig. Aber eine Benachteiligung von Männern sehen wir auch nicht. Und die Förderrichtlinien sind nun mal so.»

Im Hinblick auf die gesellschaftliche Benachteiligung von Männern gibt es eine breite Allianz des Schweigens, des Nicht-wahrhaben-Wollens und des Umdeutens. Zu dieser Allianz gehören nicht nur feministische Wissenschaftlerinnen, Gleichstellungsbeauftragte und Politikerinnen, die in unserem Land den Geschlechterdiskurs dominieren. Dazu zählen auch zahlreiche männliche Wissenschaftler und Politiker. Unter diesen

Männern sind zwei Formen des Umgangs mit dem Problem verbreitet. Entweder es wird grundsätzlich geleugnet, dass auch Männer Benachteiligungsstrukturen ausgesetzt sind. Von diesen sogenannten kritischen Männerforschern wird noch zu sprechen sein. Oder man ist, wenn schon Probleme von Männern angesprochen werden, sehr darauf bedacht, bloß nicht den Unmut von Frauen zu erregen. Eine der Standardaussagen ist dann, dass man, indem man auf Probleme von Männern hinweist, keinesfalls die Benachteiligung von Frauen leugnen möchte. Auch wenn es wirklich nicht darum gehen kann, in eine Konkurrenz der Benachteiligung zu geraten, zeigt sich bei diesen Männern ein defensives Verhalten, dass umgekehrt so nicht vorstellbar wäre.

Doch nicht nur Fachkreise gehen, zu großen Teilen unreflektiert, von einer gesellschaftlichen Benachteiligung allein der Frauen aus. Auch die öffentliche Meinung ist von dieser Haltung durchdrungen. Selbst die Medien, die – so scheint mir – immer noch zum Großteil von Männern gestaltet werden, sind sehr viel schneller bereit, wirkliche oder auch nur vermeintliche Benachteiligungen von Frauen zu thematisieren, als auch einmal etwa nach den gesellschaftlichen Ursachen der geringeren Lebenserwartung von Männern zu fragen.

So wurde im August 2008 von vielen Medien eine Meldung aufgegriffen, die Ergebnisse der *Vorwerkfamilienstudie 2008* wiedergab. Diese Studie² stellte fest, dass Frauen weiterhin die Hauptlast der Familienarbeit tragen; selbst junge Männer stünden den Selbstverwirklichungswünschen von Frauen skeptisch gegenüber. Die Faulheit der Männer im Haushalt, so das Fazit, gefährde den Bestand der Partnerschaft. Ohne auch nur einen Funken journalistischer Skepsis wurden diese Behauptungen in den Hauptnachrichten wiedergegeben.

1. Tabuisierte Männlichkeit

Allerdings weist die Studie erhebliche Mängel auf. So geht sie von einem verkürzten Begriff von Familienarbeit aus, der gerade jene Tätigkeiten ausspart, die traditionell von Männern verrichtet werden. So wird, um ein Beispiel zu nennen, die Autopflege gern als männliches Hobby angesehen, auch wenn es sich dabei real um Familienarbeit handelt.

Natürlich wird die geringere Lebenserwartung von Männern in Gesundheitsdebatten immer wieder benannt. Öffentlich bekannt ist dieses Faktum schon. Aber die Schlussfolgerung, die daraus gezogen wird, ist stets gleich: Wenn sich die Männer nicht so riskant und selbstzerstörerisch verhielten, würden sie auch länger leben. Die Männer verursachen ihre Probleme demnach selbst, was die Frage nach tiefer liegenden Ursachen gar nicht erst nötig macht. Ein Zuhörer bei einem meiner Vorträge brachte es auf den Punkt: «Wenn Frauen gesundheitliche Schwierigkeiten haben, liegen die Ursachen in den gesellschaftlichen Zuständen, die Männer sind jedoch selbst daran schuld.» Das Bedeutsame an dieser Antwort ist, dass dieser Arzt und Mann seine Aussage ernst meinte. Ich habe extra nachgefragt.

Es gibt ein Tabu, nach gesellschaftlichen Ursachen männlicher Gesundheitsprobleme zu fragen. So weigerte sich die Bundesregierung jahrelang, einen Männergesundheitsbericht – vergleichbar dem Frauengesundheitsbericht von 2001 – herauszugeben. Zunächst wurde als Grund für die Ablehnung genannt, dass die Themenfelder der Männergesundheit bekannt sind und daher eine geschlechterdifferenzierte Gesundheitsberichterstattung durch den Bund längst umgesetzt sei. Der dazumal herausgegebene Frauengesundheitsbericht war notwendig gewesen, um Defizite bei der Identifizierung spezifischer Gesundheitsthemen von Frauen zu beheben. Als dann

die «Deutsche Gesellschaft für Mann und Gesundheit» in einem Briefwechsel mit dem Bundesgesundheitsministerium von 2008 auf mehrere Beispiele hinwies, in denen Defizite bei der Erfassung gesundheitlicher Problemlagen von Männern deutlich wurden, kehrte man die Argumente einfach um: Der antwortende Ministerialbeamte sagte nun, dass eine Gesundheitsberichterstattung ja nur darstellen könne, was bekannt sei. Diese Anforderungen aber seien derzeit noch nicht für alle Themenfelder der Gesundheitsberichterstattung gegeben.³ Mit anderen Worten, es könne keinen Männergesundheitsbericht geben, weil dazu noch nicht alle notwendigen Fakten bekannt sind. Wenn die Argumente so hin- und hergeschoben werden, nur damit die Ablehnung eines Männergesundheitsberichts bestehen bleibt, dann liegt der Verdacht auf der Hand, dass man eine Benachteiligungsdebatte, in die auch Männer einbezogen sind, in jedem Fall vermeiden möchte.

Als beunruhigendes Beispiel mag das Thema Gewalt gegen Frauen und Männer dienen. Hier hatte das Bundesfamilienministerium eine große Untersuchung zur Gewalt gegen Frauen in Auftrag gegeben.⁴ Etwa 10 000 Frauen wurden befragt. Eher als Alibi ist demgegenüber eine Studie zur Gewalt gegen Männer einzuschätzen.⁵ Hier wurden lediglich 266 Männer befragt und die Studie wurde vom Bundesfamilienministerium kaum an die Öffentlichkeit getragen. Trotzdem entfaltete sie, auch aufgrund der unermüdlichen Arbeit des Forscherteams, eine öffentliche Wirkung – wenn auch vor allem in Fachkreisen. Zunehmend wird klar, dass auch Männer in umfangreicher Weise von Gewalt betroffen sind, ja dass selbst häusliche Gewalt gegen Männer ein ernst zu nehmendes Thema ist. So weisen selbst Alibiuntersuchungen darauf hin, dass die Behauptung der ausschließlichen gesellschaftlichen Benachteiligung

1. Tabuisierte Männlichkeit

gung von Frauen nicht mehr ist als eine Ideologie, die auch statistisch auf schwachen Füßen steht.

Dass es sich dabei nicht um ein Problem der Bundesregierung allein handelt, verdeutlichen weitere Erfahrungen. Um nur drei herauszugreifen: Mehrfach habe ich erlebt, wie in Debatten, die auch die gesundheitliche Situation von Männern thematisierten, hämische Bemerkungen fielen: «Ach, die Ärmsten.» So, als sei es unerträglich, wenn es auch mal Männern schlecht geht. Oder: Auf einer Veranstaltung zu «Gesundheit und Geschlecht», in der ich soeben auf Defizite im Bereich der Männergesundheit hingewiesen hatte, antwortete eine Referentin zur Frauengesundheit auf die Frage, warum Änderungen so langsam vonstatten gingen: «Das liegt daran, dass Gesundheit eine Machtfrage ist. Und die Macht haben in unserem Land nun einmal die Männer. Daher ändert sich die gesundheitliche Situation von Frauen kaum.» Dabei hatte ich doch gerade dargestellt, dass es erhebliche Probleme auf dem Gebiet der Männergesundheit gibt, die im Gegensatz zu Problemen der Frauengesundheit von der Politik noch nicht einmal wahrgenommen werden. Wieso weigert sich diese Wissenschaftlerin, das auch nur zur Kenntnis zu nehmen? Und das dritte Beispiel: Die Gleichstellungsbeauftragte einer Stadt äußerte vor einem Vortrag, zu dem mich der dortige Bürgermeister eingeladen hatte, dass sie sich so etwas gar nicht erst anhöre und der Veranstaltung daher fernbleibe. Damit gibt sie zwar ihre ehrliche Meinung kund, erfüllt aber zugleich nicht die Hauptaufgabe einer Gleichstellungsbeauftragten, nämlich für eine Gleichstellung von Frauen und Männern zu sorgen. Im Gesundheitsbereich – aber auch nicht nur dort – zeigt sich also, dass die Maßstäbe verschoben sind und insgesamt etwas nicht stimmt.